Chancen, die wir nutzen
Das Evangelium „weiter-leben“ in einer nichtmehrchristlichen Gesellschaft

I Hinführung: Du hast (k)eine Chance, also nutze sie!

II Glaube auf dem Prüfstand

1. *Leben* Christen wirklich?
2. *Lieben* Christen wirklich?
3. *Loben* Christen wirklich?

III Chancen

1. Die Chance der *Glaubwürdigkeit*
2. Die Chance der *Zuwendung*
3. Die Chance der *Wegweisung*

I Hinführung: Du hast (k)eine Chance, also nutze sie

Ist es nicht so: Christ-Sein – das ist das Schönste, Beste, Attraktivste, was es gibt. Christen leben erfüllt. Ihr Leben ist in Ordnung. Es hat ein Ziel, und das gibt ihnen eine Perspektive und einen festen Halt. Inmitten eines Ozeans der Orientierungslosigkeit halten sie Kurs. Das Licht ihres Lebens weist anderen den Weg. Miteinander bilden sie – wie der große Theologe Karl Heim sagt – eine „unvergleichliche Gemeinschaft". „eine ganz neue Form menschlicher Gemeinschaft", wie die Welt sie noch nie gesehen hat.

Ist es nicht so: Eigentlich müßte jeder Mensch Christ werden, sofort und auf der Stelle?

Ist es nicht so: Eigentlich müßten alle Menschen in diesem Land zu uns kommen und uns fragen: nach dem Geheimnis eines so erfüllten, so glücklichen, so stabilen, so gelingenden Lebens. Eigentlich müßte die Zahl der Christen in unserem Land ständig wachsen; eigentlich müßten die Kirchen und Freikirchen platzen; müßten nicht Kirchen geschlossen, abgerissen oder umgenutzt werden; eigentlich müßten neue Dome gebaut werden.

Eigentlich! Nur, warum ist das *nicht* so? Diese Frage treibt mich um. Irgendwo in dieser ganzen Gedankenkette ist ein Sprung, ein Riß. Irgendetwas stimmt nicht. Und ich komme nicht los davon zu fragen, was nicht stimmt, wenn in der Theorie alles stimmt, aber dummerweise die Wirklichkeit sich nicht danach richtet. Wir können eben nicht so verfahren wie die kommunistische Ideologie: Wenn Theorie und Wirklichkeit nicht übereinstimmen,- nun denn, umso schlimmer für die Wirklichkeit. Oder – verfahren auch wir vielleicht so?

Ich möchte nicht, wie das üblich geworden ist, über *die Chancen* reden, die wir theoretisch haben, aber praktisch offenbar so wenig nutzen (wären sie sonst so oft Thema?); ich möchte vielmehr fragen, warum praktisch soviele Menschen die gigantischen Chancen des christlichen Glaubens nicht nutzen, die sie doch haben, und ich möchte vor allem fragen, was wir dafür tun können, damit das anders wird.

Beginnen möchte ich mit drei kritischen, selbstkritischen Rückfragen.

II Glaube auf dem Prüfstand

Die erste Frage lautet:

1. Leben Christen wirklich?

Leben Christen *wirklich*? Leben Christen – im Gegensatz zu den Menschen dieser Welt – wirklich; leben sie anders? Leben sie erfüllt? Leben sie ein Leben, das sich lohnt; das nicht sinnlos ist? Leben sie geborgen, behütet, als Wiedergeborene und Bekehrte, Um-gekehrte; leben sie geleitet durch den Heiligen Geist, der ihr Leben erneuert hat und sie zu einem qualitativ anderen Leben hin verändert?

Das sind Fragen, die ins Gewicht fallen, wenn es um die Attraktivität des christlichen Glaubens geht. Hier steht ja der Lebens-Beweis an. Ist das Leben bei Christen wirklich anders, wirklich besser, wirklich heilig, wirklich fromm: gotterfüllt?

Als heranwachsender, mündig werdender Christ hatte ich v.a. ein Problem. Ich wußte, daß Bekehrung und Lebensänderung nötig ist; daß Christus unser Leben verändern will. Nur, ich war ja sozusagen schon „gläubig geboren“, als Kind von Eltern, die selber seit Geburt einer radikalen Freikirche angehörten. Was sollte sich da noch ändern, wenn man 16, 18, 20 Jahre in den Glauben kontinuierlich hineingewachsen war? Umso gespannter guckte ich da auf meinen Freund, der der bekannteste Junkie in einer westdeutschen Großstadt gewesen war, bevor er in einer Jesus-people-Arbeit zum Glauben an Jesus Christus kam. Er war sozusagen das ganze Gegenteil von mir. Er vollzog wirklich eine radikale Bekehrung. Ich war ganz und gar behütet, - er hatte in seinem nicht sehr langen Leben bereits 16 Frauen gehabt. Ich war sorglos aufgewachsen, er hatte Bekanntschaft mit allen gängigen Rauschgiften gemacht und war selber auch stark drogenabhängig. Es war ein Fanal in der Szene, als er Christ wurde. Sein Leben, so wurde vor allem durch die pfingstliche Gemeinde kommuniziert, in der er Heimat gefunden hatte, war ein anderes geworden. Gott hatte ihn in der Kraft des Heiligen Geistes mit einem Mal und ein für alle Mal freigemacht von Süchten und Gefährdungen, Hurerei und Abhängigkeiten. Was ich aus der Nähe mitbekam, sah freilich anders, sehr menschlich, sehr normal aus. Zu radikaler sexueller Enthaltsamkeit gezwungen, verlobte er sich nach einem viertel Jahr mit einem Mädchen, dessen Christsein massive Zweifel, dessen frauliche, runde Formen dagegen keine Zweifel duldeten. Als er sie kurze Zeit darauf heiratete, verweigerte ich mich als Trauzeuge. Auch das änderte nichts an einem Weg, der ein halbes Jahr später geradezu vorprogrammiert vor dem Scheidungsrichter endete. Als

Freund und Seelsorger bekam ich mit, wie ihn Ängste, Blackouts und Flashbacks regelmäßig schüttelten, die wir mit langen Gesprächen und einigem Valium allmählich in den Griff bekamen.
Seit dieser und einer Reihe anderer, ähnlicher Erfahrungen

- bin ich skeptisch, wenn mir jemand versichert: „Ich brauche keinen oder weniger Schlaf. Gott legt mir zu, wenn ich ihn darum bitte";
- bin ich skeptisch, wenn mir Angehörige kurz nach dem Verlust eines geliebten Ehemannes, einer Mutter oder einem Vater versichern: „Ich bin getröstet. Ich spüre keinen Verlust,- Christus ist mir so nahe und ersetzt mir alles. Gott tut eben ein Wunder an mir."

Ich erfahre: Gottes in der Tat oft wunderbares Wirken überspringt unser Geschöpfsein nicht, sondern geht durch unsere Kreatürlichkeit hindurch und bedient sich ihrer.
Zum Glück gab es in unserer Freikirche, aber doch sicher nicht nur in ihr, noch andere, stichhaltige Unterscheidungsmerkmale zwischen Christen und Nichtchristen. Der Genuß von Alkohol war ein Problem, der von Zigarren dagegen nicht. Das leuchtete mir solange als Unterscheidungsmerkmal von erlöstem und nichterlöstem Leben ein, bis ich 300km südlich auf die genau umgekehrte Zuordnung stieß. In Württemberg – so lernte ich – gilt der dortige Rotwein – m.E. zu Recht – als eine der besten Gaben Gottes,- wer dagegen raucht, kann eigentlich nicht wiedergeboren sein. Nun gibt unsere gesellschaftliche Entwicklung mit ihren jetzigen politisch korrekten Normen z.Zt. den württembergischen gegen die Siegerländer Pietisten recht. Alkohol, obwohl mindestens eine solche Gefahr für die Volksgesundheit wie Tabak, ist gesellschaftlich akzeptiert; die Raucher erleben z.Zt. eine regelrechte Verfolgungswelle. Wie dem auch sei, ein überzeugendes Unterscheidungsmerkmal ist auch das nicht.
Nun gibt es ja auch noch andere Merkmale, an denen man den Unterschied von einem erlösten und einem nichterlösten Menschen sehen kann. Die reine Lehre damals lautete: Kino- und Theaterbesuch, Fernsehen und Disko – das sind Dinge, die ein Christ nicht tut. Inzwischen denkt man freilich selbst in konservativen Kreisen anders. Während wir seinerzeit noch diskutierten, wieviel Röhren oder Transistoren ein „christliches Radio" haben darf, ist das heute kein Thema mehr. Heute ist es das Internet – wie lange noch? – mit seinen

großen Gefahren, das ein Christ meiden sollte, wenn er ein Kind Gottes sein will.
Wichtiger als all das ist, daß heute in den meisten evangelikalen Gemeinden und Gemeinschaften eine sehr viel ernstere Frage kaum noch eine Rolle spielt. Noch vor 20 Jahren war es sonnenklar, daß es Scheidungen oder gar Wiederheirat in „wirklich christlichen“ Gemeinden nicht gibt. Heute gerät man schnell in den Verdacht, seelsorgerlich unsensibel und ethisch unbarmherzig zu sein, wenn man die immer häufigeren Trennungen und Scheidungen in evangelikalen Gemeinden und die zunehmende Zahl an Wiederheiraten auch nur anspricht, geschweige denn problematisiert. Scheidung und Wiederheirat kamen für einen Christen, im Unterschied zur „Welt“ einfach nicht in Frage. Und heute?
Ich halte fest: (1) Alte, überkommene Merkmale für einen christlichen Lebensstil haben sich überlebt, und wir trauern ihnen zu Recht nicht nach. Es fragt sich ja wirklich, ob und inwiefern evangelische, aus der Bindung an Christus gelebte Freiheit sich mit solchen sehr formalen, äußerlichen Normen verträgt.
(2) Nur, an die Stelle der alten sind keine neuen Merkmale getreten. Die Frage, wodurch sich heute Christen von Nichtchristen unterscheiden, bleibt weitgehend, von radikalen Gemeinschaften an den Rändern unserer Kirchen und Freikirchen abgesehen, unbeantwortet.
(3) Man hat weiter vielmehr den Eindruck, daß Christen tupfengleich leben wie die Kinder dieser Welt auch, mit einer kleinen, aber bezeichnenden Einschränkung: Als Kinder ihrer Zeit vollziehen sie im Durchschnitt deren Neuerungen und Veränderungen nicht ganz so schnell wie der Rest der Gesellschaft. Es braucht eben etwas, bis sich auch bei uns ein bestimmter Medienumgang, Sex vor der Ehe, Flexibilität mit dem ehelichen Treuegelöbnis durchgesetzt hat. Man muß übrigens kein waghalsiger Prophet sein, um anzukündigen, daß sich auch in evangelikalen Gemeinden in der nächsten Zukunft eine liberalere Haltung gegenüber homosexuellen Lebensformen durchsetzen wird.
Warum aber dann – ganz praktisch gefragt – Christ werden, wenn Christen genauso leben wie andere Menschen auch? Wenn sie in ihrer Lebensführung keine übergeordneten Ziele erkennen lassen. Das ist ja selbst in so problematischen Ausdrucksformen wie Kopftuch,

Punkfrisur, schwarzer Kleidung oft provozierend der Fall. Wo bleibt der christliche Lebensstil, der Ausdruck eines bestimmten, gottergebenen, Gott zugeordneten, auf Gott ausgerichteten Lebenszieles ist?
Was für eine Strahlkraft soll aber ein Glauben in eine Gesellschaft hinein besitzen, der als solcher gar nicht mehr identifizierbar ist, dem man schon gar kein Anliegen mehr abspüren kann? Ich plädiere nicht für Äußerlichkeiten, die wir uns aufzwängen,- wohl aber für Lebensformen, die aus einer inneren Überzeugung herauswachsen.
Als Fragen für unser weiteres Nachdenken bleiben übrig:

- Worin ist christlicher Glaube attraktiv,- wenn es denn bestimmte, immer wieder genannte Besonderheiten nicht sind, die den Christen vom Nichtchristen, den Erlösten vom Nicht-Erlösten unterscheiden sollen?
- Wie wirkt sich die Wirklichkeit Gottes, konkret das Wirken des Heiligen Geistes handgreiflich in unserem Leben aus?
- Brauchen wir als Christen nicht einfach manchmal mehr ehrliche Bodenhaftung, wenn wir über die Wirklichkeit Gottes in unserem Leben nachdenken und reden? Ist immer schon klar, daß Gott, der Schöpfer, nicht an unserem kreatürlichen Leben, an unseren mitgebrachten Kräften und Fähigkeiten vorbeigeht; daß sich jeder Schmerz irgendwann auch kreatürlich niederschlägt; daß jede, auch jede fromm durchwachte Nacht ihren Tribut fordert? Daß jede, auch jede fromm motivierte Anstrengung nach Erholung verlangt, wenn sie sich nicht zerstörerisch auswirken soll?

Leben Christen wirklich?
Immer wieder ist uns ja nahegebracht worden und vielleicht vertreten wir es ja auch heute noch:

- Christen sind zwar keine besseren Menschen, von Hause aus; aber sie sind doch wiedergeboren, und in ihnen wirkt doch der Heilige Geist; das muß sich auswirken, und das macht sie – Hand aufs Herz – eben doch zu besseren Menschen. Sie sind Heilige, die Gott zu einem heiligen Lebenswandel befähigt. Und wieviele werden unter uns sitzen, die mit aller Kraft und allem guten Willen versucht haben, diese Sicht in ihrem Leben umzusetzen, der Heiligkeit in ihrem Leben Gestalt zu geben; die

es immer wieder versucht haben, und denen es immer wieder gesagt worden ist, daß es geht und daß sie nur ...; die einem charismatischen, d.h. geistlich-spirituellen Konzept nach dem anderen gefolgt sind, das ihnen das Eine versprochen hat: den lang ersehnten Weg in eine nun völlige Hingabe; in ein von Gottes und nicht meinem Willen erfülltes Leben; in eine von Liebe und nicht von elender Selbstsucht bestimmte Existenz. Und wieviele sind es, die mit jedem neuen, vergeblichen Anlauf müder, resignierter, womöglich verzweifelter geworden sind? Die nicht an der theologischen Vorgabe, sondern an sich selbst zweifeln? Die nicht die Richtigkeit solcher unbiblischen Heiligungs-Lehren, sondern ihr eigenes Christsein, das Faktum ihrer Bekehrung und Wiedergeburt in Zweifel ziehen? Wenn wir sagen, daß wir keine Sünde haben, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns, heißt es unglaublich entlastend im Ersten Johannesbrief (1,8). Und der laxer Frömmigkeit gewiß unverdächtige Apostel und Herrenbruder Jakobus sagt: Wir alle straucheln oft, in vielerlei Hinsicht (Jak 3,2f).

Ein weises Schwabenvaterwort lautet: Der Christ wächst in der Heiligung wie der Schwanz einer Kuh: nach unten. Wir werden vor Gott immer kleiner. Es ist doch gerade ein Zeichen eines in uns sehr aktiven Heiligen Geistes, daß wir immer mehr einsehen, wie wenig wir dem Heiligen Gott entsprechen können.

- Schlimm wird es freilich dann, wenn wir genau diese gesunde biblische Lehre verlassen haben. Dann
  - leben wir ein Fassadenchristentum. Wir wissen, wie es um uns steht, aber wir trauen uns nicht, aus Angst vor anderen Christen, das uns selbst oder gar anderen zu gestehen. Was bleibt, das ist die schöne, die heile, die heilige Fassade, das Sonntags-Christentums, das wir einander präsentieren.
  - Wir kämpfen dann mit dem Widerspruch zwischen Anspruch und Wirklichkeit; mit der Kluft, die sich zwischen der theologischen Theorie: Wir leben ein gelingendes, sich immer mehr heiligendes, geborgenes Christsein, und der Wirklichkeit auftut, die ganz anders aussieht. Dieser Widerspruch schwächt, ja lähmt uns auf Dauer. Diese Kluft höhlt unser persönliches geistliches

Leben wie auch unser Zusammenleben in der Gemeinde aus. Oft genug ist es ja so, daß wir umso engagierter an der Möglichkeit der Geistesfülle und Sündlosigkeit festhalten, je weniger wir diese Wirklichkeit in unserem Leben Gestalt zu geben vermögen und je mehr wir genau daran verzweifeln. Das Böse und den Bösen müssen wir ja umso energischer aus unserer Mitte hinaustun, je mehr wir das Unbewältigte in unserem Leben zwar spüren, aber nur die Chance haben, es zu verdrängen. Krankheit und Leiden werden wir umso mehr an den Rand unserer Gemeinden drängen, je mehr wir uns vor diesen Umständen fürchten und nicht wissen, wie wir sie mit unserem Konzept eines geborgenen, gelingenden Lebens vereinbaren können.

Bevor wir miteinander fragen, wie denn ein Christsein aussieht, das sich diesen Realitäten stellt und trotzdem, gerade deshalb? Glanz hat; das das Böse und Unheilige, das Kranke und Schwache nicht verdrängen muß und trotzdem oder gerade deshalb die Wirklichkeit Gottes aufscheinen läßt, nehme ich mir die Freiheit, noch zwei weitere diagnostische Fragen zu stellen:

Die erste Frage lautete: Leben Christen wirklich? Die zweite lautet:

2. Lieben Christen wirklich?

Im Mittelpunkt der evangelikalen Bewegung und Theologie steht der Missionsbefehl; steht die Aufgabe, die Liebe Gottes, die in Jesus Christus erschienen ist, an alle Menschen weiterzugeben. Sicherlich ließe sich hier noch manches optimieren, aber insgesamt gesehen sind wir – so denke ich – medientechnisch auf einem guten Weg: ProChrist, eine unüberschaubare Flut von Magazinen, Büchern, Cds und DVDs, Flyern, Radio- und inzwischen auch Fernsehprogrammen. Nur, warum kommt das nicht an? Warum glauben uns so wenig Menschen? *Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube*? Die Botschaft von der Liebe Gottes ist das Größte, was sich überhaupt denken und sagen läßt. Warum aber findet sie dann so wenig Gehör? Vielleicht hat das etwas damit zu tun, daß wir zwar gute, effektive, korrekte Briefträger Christi sind, nicht aber Briefe Christi.
Als ich neulich an einem Samstag in dem nächstgelegenen Ort

Brötchen holte, weil es in unserem Kuhdorf im Nordschwarzwald keinen Bäcker gibt, begegnete ich zum wiederholten Male unserem dortigen „Evangelisten“. In großer Treue und ebensolcher Scheue kommt er dort, wo sich auch viele Touristen aufhalten, dem Missionsbefehl nach. Mitte-Ende 50, in eher schlichter, aber korrekter Kleidung, mit gesenktem Blick, das Gesicht hinter dicken Brillengläsern und immer mit Hut, „gibt er das Evanglium weiter“. Wenn er einen Menschen sieht, der nicht allzu eilig ist, pirscht er sich heran und hält ihm, verbunden mit einem kaum zu verstehenden „Darf ich Ihnen etwas geben“, ein geknicktes, einmal gefaltetes, schon ziemlich gebraucht aussehendes Traktat entgegen, das ich ihm bereits wiederholt mit der Versicherung abgelehnt habe: „Ich bin auch Christ.“ – Sieht so unser Auftrag aus? Ist es das, was wir tun sollen? Haben wir dann unseren Auftrag erfüllt? Ich hatte nicht den Eindruck, daß es diesem Mann in irgendeiner Weise um mich ging,- sondern nur darum, sein Traktat los zu werden.
Was Christus von uns erwartet, ist nicht, daß wir eine Botschaft abgeben. Wir haben unseren Job nicht dann korrekt abgewickelt, wenn unsere Mitmenschen die Botschaft des Evangeliums ordnungsgemäß in Empfang genommen haben. Wir selber, unser Leben ist die Botschaft, Paulus sagt: der Brief Christi (2. Kor 3,2f). Wir selber, mit unserem Leben und Handeln und Verhalten sind es, durch die sich Christus an die Menschen wendet. Wir selber sind es, durch die er seine Liebe an unsere Mitmenschen zu-wenden will. Wichtig, entscheidend ist, was wodurch Bedeutung bekommt. Wenn ich mich auch sonst, im normalen Leben und Zusammenleben, freundlich, hilfreich zeige, Zeit habe, Energie aufwende, wo das angebracht und nötig ist, dann wird man mir als einem im Ganzen hilfreichen und konstruktiven Zeitgenossen auch ein Wort zu meinem Glauben abnehmen; man wird das, was ich dann – bei guter Gelegenheit – über Christus und seine Bedeutung für mich sage, im Lichte dessen hören, was ich sonst an Glaubwürdigkeit und Menschlichkeit mitbringe.
Und leider gilt eben auch das Umgekehrte: wenn ich sonst wenig wirkliches Interesse an den Lebensumständen, Nöten, Fragen meiner Mit-Menschen aufbringe, wird auch mein Glaubenszeugnis im Licht dieses Des-Interesses gehört und gesehen werden: „Der hat sich doch bis jetzt nicht um mich bemüht,- warum hat er jetzt auf einmal

Interesse an mir?“ Und der Verdacht, daß ich den anderen nur zu meiner Religion hinüberziehen will, ihm nur meine Wahrheit aufdrängen will, mich nur selber dadurch bestätigen lassen will, daß andere zu meinem Glauben übertreten, liegt ja dann nur allzu nahe. Und ist dieser Verdacht so falsch? Wird aus dem Evangelium nicht tatsächlich eine Ideologie, wenn wir nur noch eine religiöse Theorie kommunizieren und für deren Annahme werben: „Glaube an den Herrn Jesus, und Du wirst errettet werden!“ Kann das nicht auch in dieser schlimmen Weise mißverstanden werden?
Und da, wo der andere sich als Objekt unserer Missionsbemühungen fühlt, wo er dafür herhalten muß, daß wir unseren missionarischen Pflichten nachkommen, wird da das Evangelium nicht in sein Gegenteil verkehrt? Wird es da nicht zur Ideologie? ? Ist es nicht Mit-Teilung der Liebe, der Wirklichkeit, des Lebens Gottes? Und kann es diese Mit-Teilung anders geben, als daß wir mit anderen die Liebe Gottes teilen, die wir in unserem Leben – hoffentlich – hautnah erfahren?
Wir sind nicht Briefträger, sondern Brief. Wir leiten keine Mitteilung Gottes weiter, sondern teilen Gott selber mit – mit unserem Leben, mit der Liebe, die in unserem Leben durch sein Wirken Gestalt gewinnt.
Die heute nachwachsende Generation ist so fromm wie schon lange keine mehr. Da müssen wir nicht nur an Kirchentage und Papstbesuche denken. Anbetung, Gebetskongresse, *hour of power*, Gebetsmärsche und –nächte sind überall in,- vor allem aber Anbetungsveranstaltungen, Anbetungsteile in Gottesdiensten, Anbetungslieder, Anbetungs-CDs – nahezu ohne Ende.
Kein Zweifel, wir sind fromm – wie schon lange nicht mehr. In interessantem Kontrast dazu steht ein Sachverhalt, der auf den ersten Blick damit nichts zu tun hat. Wir haben einen eklatanten, an vielen Orten katastrophal werdenden Mangel in den Pflegeberufen, in Alte- und Pflegeheimen, in Krankenhäusern und Diakoniestationen. Was mir zu denken gibt, ist die Tatsache, daß es diesen Mangel nicht nur in der „ungläubigen“, säkularen Welt ohne Gott gilt,- sondern mitten in evangelikalen und charismatischen Kernlanden. Es fällt schwer und wird zunehmend unmöglich, die wenigen, noch vorhandenen Einrichtungen in kirchlicher und speziell pietistischer Trägerschaft mit Kräften zu besetzen, die eine lutherisch-pietistische oder evangelisch-erweckliche Überzeugung haben, und den Geist der Gründer

weiterzutragen. Es ist nur konsequent, wenn sich immer mehr fromme Träger aus dem sozialkaritativen Bereich zurückziehen, damit aber einen der wenigen Brückenköpfe aufgeben, mit denen wir wirklich noch in dieser Gesellschaft als Christen glaubwürdig präsent sind und in sie hineinwirken.
Nur, wie paßt das zusammen, wie kann man das denken:

- eine Frömmigkeit, die zwar nahe bei Gott sein will, aber bitte nicht beim hilfsbedürftigen Mit-Menschen,
- die Gott erfahren will, aber bitte nicht bei der Pflege alter, behinderter, kranker Menschen;
- die Gott fühlen, spüren möchte, sich im Takt eingängiger Rhythmen und gefühlvoller Texte wiegt, der aber die Gegenwart psychisch Kranker oder anderer anstrengender Menschen zuviel ist.

Schon Jesus kannte diese Frömmigkeit und warnte vor ihr als unecht. Daß es anders geht, wissen wir aus der Geschichte der *Inneren Mission*. Eine enorme missionarisch-evangelistische Ausstrahlung des Evangeliums in die Gesellschaft hinein war begründet in einer beispielhaften Zuwendung zu sozialen Nöten und seelischen Problemfeldern.
Lieben Christen wirklich? Oder reichen sie nur die Botschaft von der Liebe Gottes an den Nächsten weiter? Das ist ein alles entscheidener Unterschied.
Ich komme zu einer dritten, bohrenden „Zahnarzt-Frage“:

3. Loben Christen wirklich?

Vielleicht klingt diese Frage für den einen oder die andere auf den ersten Blick etwas merkwürdig. Ist das denn eine Schlüsselfrage, ob Christen wirklich loben? Ist das so wichtig? Und was heißt das überhaupt: Loben Christen wirklich?
Wenn wir etwas oder jemanden loben, dann gewinnt er in den Augen derer, vor denen wir ihn loben, Glanz; dann wird er attraktiv; dann wird es interessant, ihn kennenzulernen. Vor diesem Hintegrund ist die Frage nicht ganz uninteressant, wie wir von Gott reden; wie wir ihn loben; wie wir ihn anerkennen; ob wir ihn überhaupt loben.
Wir singen, insgesamt 32x: „Ich bin erlöst.“ Der Rhythmus, langsam, aber e-Guitarren-verstärkt ist eingängig und eindringlich. Die attraktive Lead-Sängerin wiegt sich im Takt der Melodie. Als der

Lobpreis fortschreitet, erheben sich immer mehr Menschen von ihren Plätzen. Ihre Augen sind geschlossen, ihre Hände erhoben, und ihre Oberkörper schmiegen sich in sehnsuchtsvollen Bewegungen an eine unsichtbare Wirklichkeit. Merkwürdig vereinzelt, isoliert und irgendwie selbstverliebt, auf sich selbst bezogen stehen sie da. Dieser „Lobpreis“ hat eine unverkennbar erotische Dimension. Sehnsucht nach Nähe, Zärtlichkeit und Berührung, wie sie in den einschlägigen Texten ja auch oft genug und in immer neuen Wiederholungen ausgedrückt wird, kommt in ihnen zum Ausdruck,- eine Sehnsucht, die ich teile, deren Befriedigung ich nur nicht im Gottesdienst und schon gar nicht im Lob Gottes und zuletzt in einer Haltung erwarten würde, in der ich mich erkennbar eben um mich drehe und nicht die Ehre eines anderen im Blick habe und groß mache. Die Empfindungen, die hier eine Rolle spielen und offenbar für die Frömmigkeit sehr wichtig sind, kenne ich, etwa wenn ich Balladen von Joan Baez höre oder – wenn Sie es etwas moderner wollen – von Dido, Moby, Alanis Morisette oder Sting. Wunderschön ist das, dieses Aufgehen in Rhythmus, Melodie und Text,- nur auf die Idee, diese absolut suggestiven Vorgänge als Lobpreis und Anbetung zu bezeichnen, würde ich zuletzt kommen. Ist das der vernünftige Gottesdienst nach Röm 12,1, der uns fitt macht für den Alltag der Welt und seine Herausforderungen; ist das der Blick auf den Gott, der sich in unserem Leben immer wieder anwesend zeigt und wirksam wird; den wir in den Höhenlagen und Tieflagen unseres Lebens finden und im Lob festhalten, auch und gerade im errungenen?
Oder ist das nicht vielmehr der zwar in der Gemeinschaft vollzogene, aber letztlich individuelle Ausstieg, die Versenkung des frommen, ganz postmodernen Ichs?
Noch einmal: Ich möchte ausdrücklich feststellen: Ich glaube, daß wir diese Emotionen zutiefst brauchen, um empfindungsfähig zu bleiben oder allererst zu werden. Ich bin aber gar nicht sicher, ob sie in die Mitte des christlichen Gottesdienstes gehören. Eines weiß ich freilich genau: Sie sind nicht das, was die Menschen von uns erwarten. Ich glaube nicht, daß die Welt unsere Gefühle braucht, wohl aber die Orientierung, die sich im Lob Gottes ausspricht, die durch das Lob Gottes geschieht. Lob Gottes im Alten und auch im Neuen Testament – das heißt ja nichts anderes, als Gott herausdestillieren, identifizieren, noch in der Schieflage, in der Notlage, in der Niederlage; heißt, ihn

erkennen auf allen Wegen; sein Führen anerkennen; Lob Gottes, das heißt bei *ihm* sein, seinen Willen an-erkennen, in diesen einstimmen. In der Bibel geschieht das oft so, daß eben auch von den tiefen Tälern, von der Not erzählt wird, auch von Erfahrungen der scheinbaren oder realen Gottesferne, Gottesnot und von der realen biographischen Erfahrung des Einbruchs des lebendigen Gottes in unsere Not. Da werden Geschichten erzählt, bei denen der Einzelne gerade nicht bei sich selbst bleibt. Und diese Lobpreisgeschichten werden dann zur besten Werbung für den Gott, der – so jedenfalls die Überzeugung Israels – diesen Titel „Gott" mehr als alle anderen verdient.
Loben Christen wirklich? Loben Christen richtig? Ist er für sie Thema auch in den ständigen und zum Alltag gehörenden Herausforderungen und Kämpfen, Niederlagen und Notlagen, in ihren Schwächen und ihrem Versagen?
Hat er eine Beziehung zu ihrem Leben? Stellen sie durch das Lob eine solche Bezieung zwischen ihrem Leben und ihrem Gott her,- eine Beziehung, die geistlich überlebenswichtig ist, weil ja sonst ihr Leben gott-los wird oder schon ist und ihr Gott leb-los wird oder schon ist, vom Leben los, losgetrennt. Die Konsequenzen haben wir ja schon gesehen: wenn wir uns als Christen die wahren Zustände nicht einzugestehen wagen, weil wir sie mit unserem Gott nicht mehr zusammenbekommen.
Leben Christen - wirklich? Lieben Christen - wirklich? Loben Christen - wirklich? Vielleicht ist ein wenig deutlich geworden, warum christlicher Glaube in unserer Gesellschaft im Großen und Ganzen so wenig Strahlkraft entfaltet und warum wir alle Chancen nutzen können, ohne eine Chance zu haben, wenn sich das nicht ändert.
Die Frage lautet natürlich: Aber wie kann das anders werden, und: kann das überhaupt anders werden?

III Chancen

Ich versuche entsprechend zu den Fragen drei Antwort-Impulse.

1. Die Chance der Glaubwürdigkeit

Ich erinnere mich an das Zeugnis eines Missionars aus Zentralafrika, das ich vor einiger Zeit hörte. Er spricht vor jungen Christen. Das Thema ist auf die zahlreichen jugendlichen Zuschauer zugeschnitten. Gott gibt *power*. Zu Wort kommt also als Beispiel und Vorbild ein Missionar aus Zentralafrika. Er hat in einem der vielen furchtbaren bürgerkriegsähnlichen Konflikte mit seiner Familie durchgehalten; hat nicht das Land verlassen, sondern ist unter der Bewahrung Gottes, die er konkret schildert, geblieben. Ich kenne den Fall und einige Hintergründe. Der Bruder, den ich sehr schätze, hat wie auch seine Familie in dem furchtbaren Dauerbeschuß psychische Belastungen erlitten, die ihn schließlich zur Ausreise zwangen und für ihn und seine Familie eine psychologische Behandlung notwendig machten. Ich sitze dabei und frage mich, ob es nicht viel mehr gebracht hätte, den jungen Leuten die ganze Wahrheit zu sagen:

- daß es auch mit Gott in unheimlich schwierige Situationen hineingehen kann, die uns zerreißen können;
- daß es auch einmal, ja öfter sein kann, daß wir – wie es zum Glück der Apostel Paulus selber formuliert – über Vermögen versucht werden, so daß wir am Leben verzweifeln;
- daß Glaube und Not sich also absolut nicht ausschließen, sondern sehr oft bedingen (können), daß wir also nicht an Gott und nicht an unserem Glauben verzweifeln müssen, wenn es uns psychisch oder physisch schlecht geht oder sich sogar die Gottesbeziehung selber verdunkelt.

Wäre das nicht ein wirklich attraktiver Glaube, der es gelernt hat und vermag, auch in sehr schwierigen Umständen an Gott festzuhalten? Wäre das nicht eigentlich das Nonplusultra? Wäre das noch zu toppen? Denn dann gäbe es ja eigentlich wirklich nichts mehr, was uns von der Liebe dieses Gottes zu trennen in der Lage wäre.

Ein anderes Beispiel: Kennen Sie das auch? Hören Sie das auch, so oder ähnlich:

- „Nein, *wir* haben mit unseren Kindern keine/ kaum Probleme. Der Segen wirkt sich einfach aus, wenn man in der Furcht des

Herrn erzieht.“

- „*Unsere* Ehe funktioniert. Wir sind als Christen miteinander unterwegs und Gott ist der Dritte im Bunde.“
- „Wie es mir geht? Gut, natürlich. Wie ich mit dem Problem fertig werde, allein zu sein? Was fragst Du? Ich bin doch Christ. Christus ist bei mir. Diese und jene Krankheit? Ist nicht der Rede wert. Er hilft doch.“
- „Ja, ich habe meinen Mann verloren. Aber ich bin dankbar, daß ich Seine (=Gottes) Hilfe gerade jetzt so erfahren kann. Ich bin total getröstet. Er ist mir alles, was ich brauche.“
- „Ich habe keine Angst vor der OP. Wir haben gebetet. Ich weiß, er ist bei mir. Es wird alles gut.“
- „Natürlich, ich sündige, nicht nie, aber immer seltener. Ich danke Gott, daß ich das in seiner Kraft immer besser in den Griff bekomme.“

Ich sage ehrlich: Mir wird ganz anders, ganz kalt, wenn ich solche und ähnliche Sätze und Bekenntnisse höre. Keiner dieser Sätze ist aus der Luft gegriffen. Alle habe ich so oder so ähnlich gehört. Was sind das überhaupt für Gemeinden, die solche Verhaltensweisen produzieren, ermöglichen, verstärken?

Zu einer Gemeinschaft von solchen Menschen möchte ich nicht gehören. Kann ich nicht gehören. Will ich nicht gehören. Ich bin Mensch, nicht Über-Mensch, auch als Christ. Ich habe Ängste, Sorgen, Probleme im Überfluß. Und ich brauche nicht noch den weiteren Druck, daß ich noch nicht einmal mehr zeigen darf, wie schlecht es mir geht oder wie ich mich fühle. Paulus dachte auch da anders: Freut euch mit den sich Freuenden und weint mit den Weinenden (Röm 12,15; vgl. 1. Kor 12,26).

Ich möchte da zur Ruhe kommen, wo gilt: Hier bin ich Mensch, hier darf ich’s sein. Ich möchte der Einladung des unglaublich barmherzigen Hohenpriesters folgen, der mir glaubwürdig versichert, daß er mich ganz kennt; meine Herausforderungen kennt; meine Nöte kennt; meine Gefühle und Empfindungen kennt,- einfach deshalb, weil er in der Situation war, in der ich jetzt bin; der an den schwierigen Bedingungen des menschlichen Lebens buchstäblich Barmherzigkeit gelernt hat und dem nun als Gott buchstäblich nichts Menschliches mehr fern, nichts Menschliches mehr fremd ist.

Ich möchte und kann und darf bei dem Gott zur Ruhe kommen, bei

dem ich mich darum nicht mehr verstellen muß; der doch sowieso weiß, wie ich bin, und der mir seine unbedingte, unbegrenzte, absolute Vergebung zugesagt hat. Warum nur bin ich der festen Gewißheit, daß Christus mich viel barmherziger und mit viel mehr Verständnis ansieht als viele Mitchristen, wenn sie nur wüßten, daß ... (Ja, das wüßten Sie jetzt gern! Fragen Sie sich einmal selber, was Bruder x und Schwester y in Ihrer Gemeinde auf gar keinen Fall von Ihnen wissen dürfen, wenn sie nicht jeden Respekt vor Ihnen verlieren sollen oder wenn sie Ihnen nicht sogar das Christsein absprechen sollen, und machen Sie sich dann, bitte, in Ruhe klar, daß Christus all das schon weiß; daß er Sie kennt und versteht, und daß er sie trotz allem liebt, zu Ihnen steht; daß er bei Ihnen ist und Sie ganz gewiß nicht losläßt; Sie nicht verstößt; nicht den Kontakt mit Ihnen löst.)
Liebe Schwestern und Brüder, das ist es! Das ist es, was Christsein und christliche Gemeinde im besten Sinne attraktiv macht:

- wenn wir endlich ehrlich sein dürfen und d.h. doch auch authentisch leben dürfen;
- wenn wir uns nicht verstecken müssen, sondern so sein dürfen, wie wir sind, natürlich in unserem Machtwillen und unserer Bosheit, in unserer Gier und Eifersucht gezügelt und gebändigt, soweit das geht, durch das Wirken des sich nicht aufdrängenden Heiligen Geistes;
- wenn wir miteinander eine fehlerfreundliche Gemeinschaft bilden, die Bestand hat, sofern und insoweit sie aus der Vergebung lebt, von der Vergebung lebt und in gegenseitiger Vergebung lebt; diese Vergebung bewirkt Versöhnung; ermöglicht Versöhnung, wo sie sonst menschlich unmöglich scheint; ich hatte Gelegenheit, das christliche Werk Mushalala kennenzulernen. Messianische Juden, christliche Palästinenser und arabische Christen arbeiten zusammen, bilden eine Gemein-schaft, wo sonst nur Haß herrscht, der immer neuen Haß re-produziert;
- wenn wir uns nicht verstellen müssen und trotzdem nicht damit rechnen müssen, daß irgendwann irgendjemand unsere Offenheit und Schwäche ausnutzt und gegen uns wendet;
- wenn wir keine Energie mehr aufwenden müssen, um Fassaden aufzubauen und zu erhalten.

Also, ich würde mir nichts mehr wünschen, als in einer solchen Gemeinschaft zu leben. Und ich würde alles gehen und stehen lassen,

um zu solchen Leuten zu gehören.

2. Die Chance der Zuwendung

Ich fragte: sind wir noch Briefträger oder schon Brief Christi? Reden wir nur von der Nachricht, daß Gott alle liebt, oder geben wir diese Liebe mit unserem Leben weiter?

Nun gilt es sofort, ein mögliches Mißverständnis abzuwehren. Es geht nicht um einen neuen, einen weiteren, einen womöglich noch schwerer zu befolgenden Appell: Nun liebt mal schön! Ihr müßt energischer lieben, wenn Ihr endlich missionarisch effektiv und attraktiv wirken wollt.

Jesus selbst tritt einem solchen Mißverständnis entgegen. Liebe kann man nicht machen, sagt er. Liebe erwacht, wo jemand geliebt wird, oder im O-Ton: „Wem viel vergeben ist, der liebt viel." Wer ein-gesehen hat, wer sein Leben daraufhin ein-gesehen hat, wo Gottes Liebe in ihm wirksam, gegenwärtig ist, bei dem wird die Fähigkeit freigesetzt, sich anderen zuzuwenden. Wer sich geliebt weiß, kann andere lieben.

Einer Frau, die zu mir zum Gespräch kam, verdanke ich eine Schlüsselfrage, die mich bis heute begleitet und die mir bislang ganze theologische Welten und meine eigene Lebenswelt aufgeschlossen hat. Die Betreffende war eine engagierte evangelikale Christin, Kirchengemeinderätin, Mitarbeiterin, besaß also alle geistlichen Weihen. *Ich wag's ja fast nicht zu sagen*, begann sie zögernd. *Ich glaub's ja, will's ja glauben, daß Gott mich liebt. Aber wo, bitte, wird das in meinem Leben konkret?* Und dann brach es aus ihr heraus. *Das kann doch nicht nur ein theoretischer, theologischer Satz sein, daß Gott Liebe ist. Das muß doch auch für mein Leben etwas heißen. Das muß ich doch irgendwie erfahren können.* Und dann haben wir uns miteinander ans Spurenlesen, auf die Spurensuche gemacht und ihr persönliches Leben auf diese Anwesenheit der Liebe des Vaters Jesu Christi hin abgeklopft, entziffert.

Alle missionarische Aktion fängt damit an, daß die Liebe Gottes für uns kein abstrakter Lehrsatz oder besser: lebensferner Leersatz bleibt, daß wir ihn vielmehr für uns selber mit Leben, mit Anschauung füllen können. Woher weiß *ich*, daß Gott Liebe ist? Weiß ich es? Wichtig ist, daß wir auch hier ehrlich bleiben und Fragen aushalten. Das ist ja, wenn man der Schrift folgt, durchaus nicht immer und überall klar,

daß Gott Liebe ist; das muß immer wieder auch erkämpft, entziffert, ausgehalten, durchbuchstabiert werden. Und manchmal, in besonders schweren Zeiten, hilft es allein, für eine gewisse Zeit an den Glauben der anderen zu glauben.
Auch die Anfechtung, durch die wir mit oder ohne den Willen Gottes gehen müssen, kann unter seiner Führung noch zum Instrument werden, andere Menschen zu verstehen und zu erreichen, die dasselbe durchmachen müssen.
Die erkämpfte, errungene, gesichtete, auch gefühlte und empfundene Liebe Gottes macht uns dann aber auch frei, frei von uns selbst, jedenfalls ein Stück weit, und frei für andere, frei, uns anderen in ihrer Not zuzuwenden.
Fjodor F. Dostojewskij sagt: einen anderen Menschen zu lieben heißt, ihn zu sehen, wie Gott ihn sieht. Nun, das können wir natürlich nicht. Aber dieses wunderbare Wort weist uns doch mindestens die Richtung für unsere Wahrnehmung und unser Verstehen des anderen. Es weist uns den Weg zur Barmherzigkeit.
Ich kann nicht aufhören zu staunen, daß es einen, einen Menschen auf dieser Welt gibt, der den Satz gesagt hat: Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch Ruhe geben für eure Seelen.
Einen anderen Menschen lieben, heißt ihn sehen, sehen lernen, wie Gott ihn sieht. Und wie sieht ihn Gott? Wie sieht Gott uns Menschen an? Unglaublich barmherzig, mit einem Blick für unsere Schwierigkeiten und unsere Not; mit Verständnis für unsere Defizite und unsere Hilfsbedürftigkeit. Ich betone die Frage noch einmal anders: *Wie* sieht uns Gott? Wie *macht* er es, daß er uns wahrnimmt; daß er – bei aller seiner Herrlichkeit, Heiligkeit und Distanz – einen solchen Blick für uns hat, einen solchen Blick gewinnt? Der Hebräerbrief gibt eine erstaunliche Antwort: Dieser Blick der Liebe und Barmherzigkeit, der Jesus ist, versteht sich auch für Gott offenbar nicht von selbst. Er muß gelernt werden, auch vom Sohn Gottes gelernt werden. *Christus mußte in allem den Brüdern*, das sind wir, *gleich werden, damit er barmherzig und ein treuer, zuverlässiger Hoherpriester*, Fürsprecher *vor Gott werde* [...], *denn worin er selbst gelitten hat, als er versucht worden ist, kann er denen helfen, die versucht werden.* (2,17f) Und eher noch deutlicher: *Christus lernte (!!!) an dem, was er litt* (was er an Versuchungen, spezifisch

menschlichen Problemlagen und Herausforderungen durchmachen mußte) *den Gehorsam* (5,8), sodaß gilt: *Wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht Mitleid zu haben vermöchte mit unseren Schwachheiten, sondern der in allem in gleicher Weise wie wir versucht worden ist* (4,15).
Gott weiß um unser Elend. Er macht sich zu uns auf. Jesus verläßt die himmlische Herrlichkeit beim Vater, ohne Sünde und Not, wird Mensch, d.h. teilt unsere menschlichen Existenzbedingungen, wird selber *sarx*, Fleisch, wie wir: d.h. teilt unser Begehren. Und er leidet, leidet genauso wie wir; wird versucht, genauso wie wir. Er tut das, um bei uns zu sein, und es kostet ihn etwas,- nicht erst das Leben am Kreuz, sondern schon den Weg dorthin. Gott redet nicht von Liebe, er praktiziert sie, lernt sie, indem er sich treu ist und den, den er liebt, nicht im Stich läßt; Interesse an ihm hat, indem er – so die Bedeutung des lateinischen Wortes Interesse – bei ihm ist; seine Lebensverhältnisse teilt.Wenn man sich das klar macht, leuchtet es völlig ein, daß jeder, der fragt*: Ja, und wo finde ich denn diesen Gott der Liebe in dieser Welt?*, eine völlig eindeutige, eine definitive Antwort von Jesus bekommt. Wir finden sie in Mt 25: Du triffst mich genau dort an, Du findest mich, den Gott der Liebe, genau dort, wo ich natürlich bin: bei denen, die das brauchen; bei denen, die meine Hilfe brauchen. Du suchst mich? Du begegnest mir in dem einsamen und isolierten, hilflosen und bedürftigen Menschen, der um sein Leben, seine Gesundheit, seine Freiheit bangt und Angst vor Schmerzen hat. Wenn Du den besuchst, dann triffst Du auf mich. Du begegnest mir, wenn Du dem hilfst, dem selbst die elementaren Lebensgrundlagen fehlen, der noch nicht einmal genug zu essen und zu trinken hat.

Wie wird christlicher Glaube attraktiv? Wie gewinnt er Ausstrahlung? Wie können wir das Evangelium angemessen kommunizieren? Die Antwort ist uns durch die Kommunikation Gottes mit uns vorgegeben: Indem wir anderen zum Christus werden und dabei wunderbarer Weise den Gott der Liebe dort vorfinden, wo wir meinen, ihn erst hinbringen zu müssen. Liebe! Das bedeutet nicht ethischen Streß, neue Imperative; es bedeutet allein, das Leben teilen, mit-teilen, das wir selber empfangen; Brief Christi und nicht bloß Briefträger Christi sein. Sich dem anderen konkret, freundlich, barmherzig zuwenden;

dem anderen Menschen Anteil geben an der Wirklichkeit des Lebens, die sich bereits in meinem Leben auswirkt.
Das fängt mit einem Lächeln an; das kann eine freundliche Geste sein, ein bißchen Zeit; das wird eine Hilfestellung sein, wo sie gebraucht wird, vielleicht eine Begleitung auf Zeit in einer konkreten Notlage.

3. Die Chance der Wegweisung
Ich bin gebeten worden, etwas über unsere Chancen heute zu sagen, das Evangelium weiterzusagen:

- Die erste Chance, die wir identifiziert haben, ist eine *Chance der Glaubwürdigkeit*. Wir werden in einer multioptionalen, multikulturellen Gesellschaft den Glauben nicht mehr wie früher durch äußere Merkmale markieren können. Christen zeichnen sich vielmehr dadurch aus, daß sie ein Leben führen (ich sage es vorsichtig: können), das so kein anderer führen kann, nach dem sich aber alle, Muslime, Atheisten und Buddhisten incl., sehnen: ein authentisches Leben, in dem sie ehrlich zu dem stehen können, was sie real sind; in dem sie frei werden von einem ständigen Rechtfertigungs- und Veränderungszwang; indem sie incl. ihrer Mängel und Fehler und Schwächen angenommen sind; das ist schon etwas in unserer Welt;
- Christen haben zweitens die *Chance der Zuwendung*. Ohne moralisieren zu wollen, steht ja das eine für unsere postmoderne Gesellschaft konsensfähig fest: sie ist eine Gesellschaft der Egomanen. F. Nietzsche sagt: das Individuum, der Einzelne wird zum Absoluten. Jeder ist sich programmatisch selbst der Nächste,- wehe denen, die nicht die power haben, sich durchzusetzen und zu denen gehören, die fußkrank auf diesem Gewaltmarsch am Weg des Lebens auf der Strecke bleiben. Weniger die materielle, aber sehr wohl die emotionale und seelische, ja psychische Not ist heute erdrückend. Wir dürfen in dieser Welt anderen Menschen nicht nur von Christus reden, sondern zum Christus werden; nicht nur von der Liebe Gottes theologisieren, sondern diese mit-teilen, Leben teilen. *Das ist schon etwas, in unserer Welt.*

Und nun das Dritte: die *Chance der Wegweisung*.
In unserer Gesellschaft gibt es unglaublich viele Wegweiser; jeder hat

ja – programmatisch – seine Wahrheit, und jeder soll sich seine Wahrheit machen (dürfen). Verirrung, Orientierungslosigkeit ist da vorprogrammiert. Es hilft da nun gar nichts, aufzustehen und zu sagen: *Aber ich, ich habe wirklich die Wahrheit, glaubt den anderen nicht. Glaubt nur mir!* Das können die anderen ja auch. Was hilft? Also mich überzeugen Menschen, die die Unübersichtlichkeit, Vielfältigkeit ihres Lebens und unseres Universums nicht verdrängen, Komplexität nicht unzulässig reduzieren, denen es aber gelingt, in ihrem Leben gedeckt mit ihrem Leben eine Entzifferungsleistung zu vollbringen. Das zeigt sich vorwiegend daran, daß jemand auch durch schwierige Situationen hindurch ein Lebenskonzept, eine Überzeugung, einen roten Faden nicht losläßt, sondern bewahrt, aber auch nicht einfach nur zwanghaft festhält, sondern bewährt.
Hiob ist ein solcher Mensch. Und mich überzeugt in seinem Leben weniger seine Theologie, als vielmehr die Tatsache, daß er durch alles hindurch an seinem Gott festhält und daß dieses Festhalten, dieser Glaube sich bewährt,- wunderbar bewährt – aber doch erst am Ende. Das weiß er doch nicht vorher.
Mich überzeugen die Juden, die in die Gaskammern des Dritten Reiches gehen mit dem *Schema Israel*, ihrem Glaubensbekenntnis auf den Lippen und im Beten des 23. Psalms. Inmitten dessen, was doch eigentlich nur eine Infragestellung, eine glatte Verneinung ihres Glaubens ist, beten sie in ihrer furchtbaren Todesstunde die Gottheit des Gottes Israels an. Hier wird nicht nur versprochen: Das und das trägt durch. Hier wird jemand durchgetragen. *Das ist schon etwas in unserer Welt.*
Was trägt? Eine solche Orientierungsleistung wie die Hiobs oder im Extrem: die in Verfolgung und Vernichtung ist nicht einfach da. Sie wächst aus einer jahrtausendealten, auch das eigene Leben miteinbeziehenden Entzifferungsbemühung, mit der wir dem Handeln Gottes in dieser gefallenen Welt auf die Spur zu kommen suchen. Das will eingeübt werden. Aber, was für eine Chance, wenn das gelingt, immer mehr gelingt,- eine Chance für Sie und für die Menschen, die Sie umgeben und mit denen Sie umgehen. Was für eine Chance, wenn Sie von diesem Gott Israels und Vater Jesu Christi, dem lebendigen Gott nicht nur theoretisch überzeugt sind, sondern von seiner Gegenwart in ihrem Leben wissen, weil sie sie erkannt haben und von ihr getragen werden .

Ich schließe mit einer Ermutigung zu einer kleinen geistlichen Übung, mit der Sie noch heute beginnen können. Zählen Sie im Gebet zuallererst 10 Dinge auf, für die Sie im Rückblick auf diesen Tag danken können. Ruhen Sie nicht eher, bis Sie die Zehnzahl voll haben. Sie werden ein Wunder erleben. Sie werden erfahren, wie aus dieser grauen Masse, in die der Teufel, der große Verdreher diesen Tag der Zuwendung und Hilfe Gottes verwandelt hat, auf einmal Strukturen des Lebens, der Hilfe, der Freude, des Gelingens herausleuchten und wie Sie Danke sagen können. Dankbarkeit aber wirkt ansteckend und anziehend.

© Dr. Heinzpeter Hempelmann/ Sept 06